Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 41

Artikel: Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einmal ...

Und einmal wird auch dich ein Tag erreichen
An dem des Lebens schönste Sterne bleichen,
Wo deine Hände still und welk sich falten
Und zitternd noch ein letztes Blümlein halten.

Das ist dann wie des Herbstes langsam Sterben,
Wie eines Sonnenstrahles schwaches Werben —
Ein Wissen, daß die beiden alten Hände
Ein Leben halten und ein nahes Ende.
Daß irgendwo ein Grab schon offen steht,
Darüber hin der Wind die welken Blätter weht.

Maria Dutli-Rutishauser.

Das große Schiffsunglück bei Wangen a. A. vor 450 Jahren.

Wohl das größte Unglück in der Geschichte der schweizerischen Flußschiffahrt ereignete sich am 20. oder 21. September 1480 — die Daten der Chroniken stimmen nicht überein — also vor 450 Jahren. Es fielen ihm nach der Dieboldschen und anderen Chroniken gegen 200 Kriegsleute, großenteils aus Baden, zum Opfer, nach einem amtlichen Brief der Solothurner Regierung an den Rat von Bern 85. Im Juli 1480 erbat der französische König Ludwig XI. 6000 Mann als eidgenössische Hilfe im Kampf gegen den Herzog Maximilian. Die Tagsatzung vom 29. Juli beschloß, dem Ersuchen zu entsprechen und setzte die Kontingente der einzelnen Stände und Orte fest. Mitte August marschierten die Eidgenossen ab. Als sie aber nach Tschalun, wie es in den schweizerischen Chroniken heißt, kamen (Châlons s. S.), hatte Ludwig bereits überraschend mit Maximilian Frieden geschlossen, benötigte also die eidgenössische Hilfe nicht mehr. Doch ließ er ihnen für zwei Monate den Sold auszahlen, für einen Monat in sichere Aussicht stellen. Am 15. September waren die Berner bereits wieder zu Hause.

Am 20. September kamen die Ostschweizer, darunter die Badener, nach Solothurn und beschlossen, per Schiff weiterzureisen. Sie verhandelten mit den solothurnischen Aareschiffern, die sie denn auch zu führen versprachen. Und nun erzählt der Chronist Diebold Schilling: „Und als man von Tschalun wider harus kam, do hatten sich etlich von Eidgenossen zu Solotern versampnet und waren den merenteil von Baden, ouch von Zug, Glarus und anderen Eidgenossen und furen die Aren ab mit den schiflüten von Solotern. Die verfurten sie an der bruck ze Wangen und zerbrachen die schif und ertrunken ir leider me dann zweihundert, die nachmalen merenteils wider funden und vergraben wurden." In einer anderen Chronik wird über gotteslästerliches Betragen der Badener geklagt. Die Schiffsleute hätten sie aufgefordert, vor der Fahrt die Messe zu hören, doch hätten sich die Gesellen geweigert: „Do fluchten und swurend die gesellen und triben ein wüst wesen mit bösen worten über die schifflüt und triegen (drohten) inen zu erstechen, in massen, daß die schifflüt von inen wichen musten und gedorsten, nym zum schiff kommen, biß das die andern zwei schiff varen wolten ..... Und also sie kommen gen Wangen, das underthalb Solothorn uff der Aren gegen Wiettlspach lit und durch dieselbe bruck faren solten, do waren die andern zwei schiff vor dannen gefaren. Und als das schiff, do die von Baden in worend, ouch durch die bruck gon solte, do kam es zwerchs an die bruck und zerbrach enmitz von einander, und ertrunken die 200 man bis an vierzig und ertranken zwen schiffman, und wart einer zerhowen über ze hundert stucken, der vierd kam davon; dan dasselb schiff gar groß was. Darumb mußt es vil schifflüt haben. Also ertrunken und verdurben die guten Gesellen ellenclich."

Als am andern Tag in Bern die Katastrophe bekannt wurde, herrschte große Aufregung. Sofort schrieb der Rat an Solothurn, man möchte genaue Auskunft geben. Die Solothurner zögerten nicht. Sie bestätigten in ihrem Briefe den vorstehenden Sachverhalt, sprechen aber von 110 Kriegsleuten aus Baden, von welchen der Venner mit seinem Fähnlein und 25 Mann gerettet worden wären: „Und als si gen Wangen komen, sind si strax an ein joch der brug mit vorderm gransen so hertenclich gefaren, das sich das schiff von einander zertrennt hat. Und sind die frommen, gutten lüt der merteil, als wir übel besorgen, leider umkomen, die schifflüt zum teil durch die gesellen erstochen und all biß auf einen in dem wasser umb — und doch durch verhengkniß deß allmechtigen gottes, siner mutter Maryen und allem himelschen her der venner von Baden mit dem vennli und 25 siner gesellen ußkomen...."

Bern ersuchte die Landvögte von Wangen und Aarwangen nach den Leichen suchen zu lassen, um den Ertrunkenen ein christliches Begräbnis zu ermöglichen. Möglicherweise hat Fahrlässigkeit das Unglück verursacht. Der vierte der Solothurner Schiffsleute war flüchtig und die Regierung mußte, allerdings ohne Erfolg, einen Steckbrief gegen ihn erlassen. Ausführlich, mit allen Details, berichtete Hans Morgenthaler in Bern in den Blättern für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde von 1915 (Verlag Grunau, Bern) über diese Katastrophe, worauf verwiesen sei.

V.

Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen.

Von Frieda Schmid-Marti.

Diese Spottrede wird aber sogar der sanftmütigen Frau zu bunt. In gerechtem Zorn fährt sie auf: „Jetzt, Ferdinand, ist es aber genug! Jedem Fraueli, das in den Laden kommt, rühmst du deinen Linoleum und kannst nicht genug tun im Preisen und Loben, wie das eine kommode Sache sei, wie die Frauen es dann beim Putzen gut hätten. Honigsüß streichst es ihnen aufs Brot. Und jetzt für uns..."

„Ach Käthi", sagt da der Vögeli, und seine Gebärde mit der Hand ist wegwerfend und sagt deutlich, wie hoch er in diesem Augenblick die Meinung seiner Frau wertet, „ach Käthi, von dem verstehst du eben nichts. Rein gar nichts. Hörst's?" Er beugt sich über den Tisch und dämpft seine Stimme und sagt mit schlimmem Lachen: „Weißt halt immer noch nicht, Käthi, daß es zweierlei Sprachen gibt, eine Ladensprache und eine für den Hausgebrauch."

„Nein", entrüstet sich Käthi, „nein, von dem verstehe ich nichts, Ferdinand! Ich rede halt immer, wie es mir inwendig zumute ist und wie mir der Schnabel gewachsen ist. So dünkt es mich am besten. Aber komm, Hans, wir wollen lieber ins Bett. Es trägt doch nichts ab, mit dem Vater weiter zu stürmen." Katharina Vögeli steht auf und verläßt mit kurzen, harten Schritten die Stube. — —

Zwei Tage später meldet sich unter der Küchentüre beim Vögeli-Käthi der Bauschreiner Jenzer. „Grüß Gott, Frau Vögeli, ich soll da in Eurem Stöckli den Boden ausmessen und einen Kostenvoranschlag für einen neuen Stubenboden machen." — Die Frau ist wie aus den Wolken gefallen. Aber sie faßt sich blitzgeschwind. „Ach ja, mein Mann und ich haben davon geredet. Da ist der Schlüssel! Geht nur hinüber, Jenzer, und macht Eure Sache..."

Listig äugt beim Mittagessen der Vögeli nach seinen Leuten, von seinem Käthi zum Buben. Aber Hans löffelt bedächtig die Suppe und tut, als wüßte er von nichts. Käthi löffelt seelenruhig die Suppe und schweigt auch. Seit jenem Abend hat sie sich nicht angestrengt mit Reden.

Den Vögeli-Ferdinand sticht die Neugier. „Und was sagt ihr zu dem neuen Stubenboden im Stöckli, he?" platzt er auf einmal ärgerlich heraus.

„Eh, was sollen wir da sagen? Es ist gut, daß etwas geht im Stöckli... Ich wußte es ja zum voraus: der Kauf-

mann Ferdinad Vögeli läßt sich zu guter Letzt doch nicht lumpen..." Katharina Vögeli weiß gut, welchen Ton sie in einem solchen Fall bei ihrem Mann anschlagen muß. In den neunundzwanzig Jahren ihres Beisammenseins lernte sie die Ehegeige spielen.

Vögeli lächelt geschmeichelt. „Recht hast, Käthi, am rechten Ort die rechte Sache! Nur mit dem neumödischen Fotzelzeug bleibt mir vom Leibe..." Er sieht das schlimme, überlegene Lächeln nicht, das um die Mundwinkel seiner Eheliebsten spielt. Und es ist gut so. — —

Und jetzt ist plötzlich das Vögeli-Käthi krank und muß im Bett liegen wegen seiner Gichtfüße. Der Vögeli-Ferdi hat gleich dem Lisebethli, das in der Stadt dient, angeläutet: „Bist du da, Lisebethli? — Ja! — Mußt heimkommen, die Mutter ist krank. Nichts besonders Schlimmes, aber sie kann nicht gehen. — Ja, muß etwa vier Wochen das Bett hüten. — Also morgen! — Gut! — Also. Adieu, Lisebethli!"

Katharina Vögeli seufzt. Jetzt würde es dann wieder losgehen. Der Vater und das Meitschi! Die gleichen eigensinnigen Hitzköpfe! Von einem Tag auf den andern hatte es letztes Jahr Kurzschluß gegeben, und das Lisebethli war in die Stadt in eine Stelle gegangen. Wie war es doch nur losgegangen, letztes Jahr? — Aha, ja, so war es: es läutete drunten im Laden, und weil der Ferdi gerade einen Diwan verpackte, der am Abend fort sollte, schickte er das Lisebethli, um Bescheid zu geben. Das Meitschi ging und bediente das Steffen-Marianni. Lisebethli, das sich gottlob auch noch viel besser auf die Herzenssprache als auf die Ladensprache versteht, sagte zum Steffen-Marianni, als es die zwei schönen, messingenen Vorhanggarnituren einpackte: „Daran könnt Ihr Freude haben, Frau Steffen. Mutter und ich haben uns auch schon lange solche gewünscht." — „Ihr werdet doch beim Tusig solche haben in der schönen Stube, Lisebethli? Ihr, wo doch das Zeug im Laden habt!" — „Nein, nein, Frau Steffen, was denkt Ihr, der Vater ist nicht so für das Neumodische..." Da war gerade der Vater eingetreten und hatte den letzten Teil des Gespräches noch gehört. — Potz Bomben und Granaten! Was hatte das abgesetzt! „Los, Meitschi, ein Grasaff ist gescheiter als du! Ein dummes, einfältiges Babi bist, das weder Gix noch Gax versteht, wie man sich in einem Laden benimmt. Wenn du noch lange das Ladenfräulein spieltest, könnte ich allweg die Kundschaft mit der Laterne suchen gehen. Das geht die Kundschaft einen Dreck an, was wir in unserer Haushaltung haben und was nicht! Die Hauptsache ist, daß man viel verkauft, und nicht, daß man selber von jedem Krimskrams etwas hat. Verstanden?" So polterte und kolderte Vögeli, und das Lisebethli stand mit feuerzündrotem Köpflein dabei und schnäderte schnippisch: „Los, Vater, wenn ich krämern soll, so will ich dem Bänz nicht Heiri und dem Fisch nicht Vogel sagen." — „Ne — ne — nein, braucht's auch nicht, Jungfer Naseweis! Aber nichts sagen zur rechten Zeit ist gescheiter als alles sagen!" — „Wenn's nicht recht ist, Vater, kann ich ja fort!" — „Papperlapapp! So geh halt, Lisebethli! In der Fremde lernt man Gott erkennen." — Zwei Wochen später reiste das Lisebethli in die Stadt. Beidseitig, bei Vater und Tochter, war längst bittere Reue ob dem jachen Streit. Denn Vögelitäubi dauerte nie bis zum Sonnenuntergang, lange vorher war ihnen beiden vögeliwohl ... Zum Abschied sprang das Lisebethli dem Vater an den Hals und schluchzte: „A — die — Va — ter!" Der Vögeli-Ferdi mußte sich abwenden, um die Tränen zu verbergen. Er aß drei Tage lang nichts und war rumpelsurrig wie eine alte Schublade... Und jetzt sollte das freundschaftliche Gekähr wieder losgehen! Daß es unfehlbar so kommen würde, wußte sie, Katharina Vögeli, zum voraus.

Schon achte Tage wirtschaftete Lisebethli Vögeli im Elternhaus, und es hatte noch keine Rauferei im Nest gegeben. Das junge Vögeli spazierte im Hause herum wie ein Bachstelzlein, kochte, wusch, pflegte die Mutter. Es lief alles wie am Schnürlein. Kein Unmutswölklein hatte bis jetzt das goldige Einvernehmen getrübt. Mutter Vögeli gedieh in der Pflege des Kindes. Nur zuweilen klagte sie: „Die Schmerzen zwar sind grad noch auszuhalten, es geht noch. Aber schlafen kann ich nicht. Einfach nicht! Jede Nacht höre ich drei Uhr schlagen." — —

Dr. Balsiger hat dem Vögeli-Käthi einen Krankenbesuch gemacht und will sich eben verabschieden. „Wie gesagt, Frau Vögeli, mehr Luft und Licht würde beruhigend wirken. Am Abend dreißig Baldriantropfen. Am Herzen finde ich nichts. Die Nerven — Gott — die sind nicht schlechter und nicht besser als bei vielen andern. Ich begreife eigentlich nicht, warum Ihr des Nachts nicht schlafen könnt, Frau Vögeli."

„Ich wohl, Herr Doktor."

„Ja warum denn, Frau Vögeli? Drückt Euch etwas Besonderes?"

„Der Ferdinand schnarcht jede Nacht wie eine Waldsäge. — In gesunden Tagen, wenn man am Abend müde ist zum Umfallen, findet man den Schlaf trotzdem. Aber jetzt!" —

„Schön, Frau Vögeli. Stellt doch in die andere Zimmerecke ein zweites Bett."

Katharina Vögeli wird unruhig. „Ja, aber —." Sie streicht mit der Hand über das blaugewürfelte Deckbett und sucht nach Worten. Endlich fährt sie weiter: „Das ist halt eine Sache, Herr Doktor, der Ferdinand will eben in der Wohnung nichts geändert haben."

„Das wäre mir aber schön, Frau Vögeli! Wartet einmal, ich rede selber mit dem ‚Häubi'. Lisebethli, geh, rufe den Vater!"

Ferdinand Vögeli kommt die Treppe heraufgestoffelt. Hässig reißt er die Türe auf. „Was ist denn wieder los, daß ihr mich von der Arbeit sprengt? Da soll doch gleich... Aha, der Herr Doktor? — Grüß Gott, Herr Doktor! Ist das schön, daß Ihr nach meinem Käthi schauen kommt. Sie jammert des Nachts manchmal wie eine Wiggle *)."

„Eben, Vögeli, wegen dem möchte ich mit Euch reden. Eure Frau muß mehr Sonne und Licht und vor allem mehr Luft haben. Viel Luft! — In dem mächtigen Himmelbett mit dem schweren Vorhang hat sie das alles nicht so recht. Wenn ich Euch wäre, Vögeli, würde ich ein schönes, neues Doppelschlafzimmer aus Eurem Lager da hineinstellen. Ein Bett hierhin. Das andere dort in die Fensterecke. Mit dem Himmelbett aber würde ich ein Stockwerk näher zum Himmel fahren. Das will sagen: ich würde es in die Kammer hinauf fuhrwerken. Darin kann der Hans einmal ein Dutzend Buben unterbringen, wenn es soviel werden sollten. Jawohl, Vögeli, das würde ich tun. Schaut, die großmächtigen Himmelskutschen sind schon lange nicht mehr Mode. In den Himmel hinein fahren sie doch nie."

„Donnerli und Doria!" Endlich findet der Vögeli die Sprache wieder. Er hat gestielte Augen und einen feuerzündelroten Kopf. „Wa — was? Herr Doktor, ich soll — Ihr meint, das alte Ehe- und Familienbett der ehrbahren, alteingesessenen Vögelifamilie soll ich ..."

„Ja ja, eben gerade darum. Die Vögeli bauen auch alle Jahre ein neues Nest und reißen das alte herunter." Dr. Balsiger lacht belustigt und nähert sich dem fassungslosen Manne. „Höret Vögeli, wenn alle Leute so denken würden wie Ihr, könntet Ihr drunten die Bude schließen. Ich kenne Euch gar nicht wieder. Ihr könnt es doch drunten den Leuten so schön aufs Brot streichen."

„Jä, Herr Doktor, die Geschäftssprache ist eine besondere Sprache. Die rede ich drunten. Da überoben hat sie keine Gültigkeit. Da ist's etwas ganz anderes. Jede Sprache zu ihrer Zeit, Herr Doktor! Ich halte beide fein säuberlich auseinander." (Fortsetzung folgt.)

*) **Kauz.**